

Die Schlacht bei Trafalgar.

Ein lebensvolles Bild der gewaltigen Schlacht von Trafalgar im Jahre 1805 liefert Perez Galdos nach den Erinnerungen eines alten Matrosen, der als 15jähriger Junge an Bord der „Sanctissima Trinidad“ die Schlacht miterlebte, in seinem historischen Roman „Trafalgar“, dem wir nach einer Uebersetzung Hans Parlow's in der „Marine-Rundschau“ einige Ausschnitte entnehmen. Die „Sanctissima Trinidad“, ein gewaltiger Vierdecker von 140 Kanonen und 1115 Mann Besatzung, war damals das größte Schiff der Welt. 40 Schiffe stark segelte die vereinigte spanische und französische Flotte nach der Straße von Gibraltar. Am 21. Oktober Morgens kamen die 33 Schiffe Nelsons in Sicht, in zwei Reiheln segelten sie heran, während die verbündete Flotte eine lange Linie bildete.

Der eine Keil der Engländer hielt gerade auf die „Trinidad“ zu; an der Spitze segelte ein großes Schiff, die „Victory“ Nelsons. Es war drei Viertel auf zwölft. Der schreckliche Augenblick näherte sich. Die Bellomenheit war allgemein. Plötzlich gab der Kommandant der „Trinidad“ mit erregter Stimme den Befehl: „Rad mit den Segeln!“ und suchte mit großer Energie: „Dieser verd...! Rad will sich hinter unserm Heck durch die Linie drücken.“ Der Lauf der „Trinidad“ wurde aufgehalten, um sie mehr gegen den Hinten legenden „Bucentaure“ zu drücken. Nunmehr fiel auf einem Schiff der Nacht gegen den „Royal Sovereign“, der an der Spitze des zweiten Keils segelte, der erste Schuß. Gleichsam, als wenn das Feuer von einem Schiff auf das andere überbränge, so rollte es von einem Ende der langen Linie bis zum andern.

Die „Victory“ griff zuerst den französischen „Redoubtable“ an; von diesem zurückgeworfen, blieb sie endlich auf unserer Seite liegen. Hundert Stimmen schrien „Feuer“, die Wunde abzugeben und schleuderte fünfzig Kugeln auf das englische Schiff. Für einen Augenblick verhielt sich der Feind hinter dem Schleier unseres Pulverdampfes. Endlich tauchte er wieder auf — mit vierkant gebrachten Rufen kam er auf uns zu. Dann lubte er an und schickte seinerseits uns die Lage. Der „Bucentaure“, welcher hinter unserm Heck war, feuerte ebenfalls auf die „Victory“ und den „Aemiraire“, ein anderes mächtiges englisches Schiff. Es schien, als ob Nelsons Schiff in unsere Hände fallen würde; die Artillerie der „Trinidad“ hatte ihm die Ladelage unklar gemacht; wir sahen mit Begeisterung, daß er seinen Befehl verlor. Da warf sich plötzlich der „Aemiraire“ durch ein außerordentlich geschicktes Manövrier zwischen die beiden Kampfen und rettete seinen Kameraden vor unsern Kugeln. Darauf schickte er sich an, unsere Linie hinter dem Heck der „Trinidad“ zu durchbrechen.

Es gelang ihm, und nun gab er seine Lage auf unsere Steuerbordseite ab, welche bisher nicht gelitten hatte. Zu gleicher Zeit nahm der „Reptun“, ein anderes großes englisches Linien-Schiff, die Stelle ein, auf welcher bisher die „Victory“ ausgefallen hatte, und diese glitt leermächtig, so daß die „Trinidad“ in einem einzigen Augenblick von Feinden umgeben war, welche ihr von allen Seiten zulepten. Durch das Genie Nelsons in eine entsehlte Klemme gebracht, schlugen sich die „Trinidad“ und das französische Admiralschiff, um mit Ehren unterzugehen.

Das Schauspiel, welches das Innere der „Sanctissima Trinidad“ darbot, war das einer Hölle. Die Segelmannöver hatten aufgehört; das Schiff bewegte sich nicht, konnte sich auch nicht bewegen. Das einzige Bekleben ging dahin, mit möglichst Schnellheit die Geschütze zu bedienen, um dem Feinde wenigstens Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die englischen Kartätschen zertrüßten das Segelwerk, als wenn große, unsichtbare Krallen darin herumtrügten. Die Stöße des stehenden Geistes, die biden Panstau wurden abgemacht wie Strohhalm. In jeder Minute sanken Verbundene zu Boden oder fielen in das Meer; und unterdessen verzückte sich das Vahnen der Kampfen mit dem Geschloß der Getroffenen. Ich leistete Hilfe bei einer sehr traurigen Arbeit; sie bestand darin, die Verbundenen in den Kielraum zu schaffen, wo sich das Vagareth befand. Auch half ich den Zimmerleuten, welche in aller Eile Kissen in die Köcher hineinschlagen versuchten, welche durch die Kugeln in den Kumpf geschlagen waren. Doch durch tausend Löcher und Fugen drang das Wasser und begann den Kielraum zu überfluten.

Der „Bucentaure“, das Admiralschiff, ergab sich vor unsern Augen; Willeneude hatte die Flagge gestrichen. Sofort bereitete sich das feindliche Feuer gegen die „Trinidad“ und um Sonnenuntergang senkte auch sie ihre Flagge und die Engländer betraten das besiegte Schiff. Aber alsbald erscholl der Ruf: „An die Pumpen!“ Wer konnte, eilte herbei und arbeitete mit Hingebung. Aber die unvollkommenen Maschinen brachten nur wenig Wasser heraus. Ich sagte bereits, daß die Verbundenen in den unteren Raum geschafft worden waren, also an den Ort, welcher, unter der Wasserlinie gelegen, von den Kugeln nicht erreicht werden konnte. Dort drang jetzt das Wasser ein; einige Matrosen erschienen in einer Luke und riefen: „Die Verwan-

deten ertrinken! Der größere Theil der Besatzung wußte nicht, was er thun sollte, ob Wasser herauspumpen oder jene Unglücklichen dem Verderben entziehen. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden, wenn nicht die Mannschafft eines englischen Linien-Schiffs uns zu Hilfe gekommen wäre. Sie schaffte nicht allein die Verbundenen in die dritte und zweite Batterie, sondern sie stellte sich auch an die Pumpen, während ihre Zimmerleute einige Habarien des Rumpfes, so gut es ging, ausbesserten.

Als die Nacht anbrach und die Kanonade noch immer nicht ganz aufgehört hatte, konnten wir einige Schiffe unterscheiden, welche in der Ferne wie Gespenster vorüberglitten, einige mit halber Latelage, andere vollständig entmachtet. Wenn das Licht eines fernen Schusses Stöße dieses wilden Panorammas erhellte, bemerkten wir, daß dort drüben noch hartnäckig von einigen Gruppen gekämpft wurde, daß andere Schiffe, ein Spiel der Wellen, durch den Wind von dannen geführt wurden, und daß hier und da ein Engländer eines von unsern Schiffen nach Süden schleppte. Ein englisches Linien-Schiff, der „Prince“, versuchte auch die „Trinidad“ zu schleppen; aber seine Anstrengungen waren unnütz; es mußte sich entfernen aus Furcht vor einem Zusammenstoß, welcher für beide Theile verhängnisvoll gewesen wäre. Auf Befehl eines englischen Offiziers wurden nun die Leichen der Gefallenen — 400 — in's Meer geworfen. Die traurige Feierlichkeit ging am Morgen des 22. vor sich, zu einer Stunde, welche der Sturm sich auszuheben hatte, um mit doppelter Gewalt zu wehen und die Wildheit der Szene zu erhöhen. Nachdem die Körper der Offiziere an Bord gebracht waren, wurden sie, in ihre Flagge eingehüllt, mit einer Kanonengelänge an den Füssen in das Meer hinabgelassen. Die Matrosen warf man mit weniger Umständen hinab. Einige wurden in Segeltuch eingehüllt, wie es befohlen war; aber die meisten wurden ohne Regel an den Füssen in das feuchte Grab gethnt, aus dem einfachen Grunde, weil es Kugeln für Alle nicht gab. Bei Tagesanbruch versuchte der „Prince“ abermals, die „Trinidad“ zu schleppen, aber mit so wenig Erfolg wie am Tage zuvor. Der Tag verging unter Furcht und Hoffnung. Am Abend wurde es klar, daß das Schiff untergehen würde; es hatte bereits 15 Fuß Wasser im Raum. Die Anzahl der Gesunden betrug noch 500 — das war Alles, was von den 1115 Mann übrig geblieben war.

Sogleich begann in den Booten der „Trinidad“, des „Prince“ und dreier anderer englischer Schiffe die Ueberflutung beim geringen Licht des Sonnenunterganges; es war nicht leicht, da ungefähr dreihundert Verbundene eingekerkert werden mußten. Die Hälfte der Besatzung befand sich noch an Bord, als ein dummer Sturm aus den Tiefen des Schiffs drang. Wir gehen unter! In die Boote, in die Boote! riefen Einige, und Alle, nur noch von dem Instinkt der Selbsterhaltung beherrscht, kletterten auf die Schanzleitung und suchten mit sehnlichen Augen die Boote, welche eben zurückkehrten. Man ließ jede Arbeit im Stich, man dachte nicht mehr an die Verbundenen; und viele der Verlorenen, welche man bereits auf das Deck gebracht hatte, schleppten sich darüber hin und suchten eine Stützstelle, durch welche sie sich in das Meer werfen konnten. Aus den Lutten drang ein Klagegeschrei, welches nach heute in meinem Herzen widerhallt und das Blut in meinen Adern gefrieren, meine Haare sich sträuben macht.

Es waren die Verbundenen, welche in der ersten Batterie geblieben waren und die, bereits vom Wasser bespült, nach Hülsen schrien, ich weiß nicht, ob zu Gott oder zu den Menschen. Aus den Stützstellen, welche von dem Wasser noch nicht erreicht waren, stahl sich ein schwarzer Schein hervor, es war die Laterne, die beim Finsternwerden angezündet worden war, und welche noch alimnte, der einzige unermüdliche Wächter des verlassen Schiffs. Auch einige Klagen trafen mein Ohr, welche von den Stützstellen der erlösten. Es waren die armen Verbundenen, welche nicht hatten gerettet werden können und welche nun aber dem Abgrund schwanden, während eines traurigen Licht ihnen erlaube, einander anzuschauen und sich mit den Augen die tiefe Angst des Herzens mitzutheilen. Unser Boot entfernte sich — wohin? Niemand wußte es. Die Finsterniß war so stark, daß wir die übrigen Boote aus dem Gesicht verloren, und die Laternen des „Prince“ verschwanden hinter dem Nebel, als wenn ein Windstich sie ausgelöscht hätte. Keine Laterne zeigte die Gegenwart eines Schiffes an. Endlich kam ein Licht in Sicht, und einen Augenblick später erschien eine finstere Masse; es war die „Santia Ana“, welche ebenfalls eine Prise der Engländer geworden war, aber sie wurde am nächsten Tage von den gefangenen Spaniern befreit, welche die Engländer überwaltigten, und ging nach einem kurzen Kampfe mit den Gleitschiffen den Engländern wieder verloren.

Diplomatengewandtheit.

In einer Sommernacht des Jahres 1835 fuhr ein Wagen aus den Thoren Leipzigs heraus, in welchem zwei Herren

säßen, der Gerichtsrath v. Beuß und dessen Sohn, Auskultator am Kammergericht zu Dresden. In letzterem Stadt hatte der Gerichtsrath noch am Vormittag des folgenden Tages einen Termin wahrzunehmen. Deshalb waren sie vom Juristenball in Leipzig früher ausgebrochen, als sie es unter anderen Umständen wohl gethan hätten.

„Und nun verlangst Du, Vater, wir sollen die ganze Nacht hindurch fahren? Das magst Du aushalten, aber meine müdegegangnen Beine verlangen nach Ruhe“, grollte der Auskultator.

„Was bleibt uns denn Anderes übrig?“

„Nun, wir übernachten in Döbeln im „Grünen Baum“, lassen uns recht früh wecken und fahren dann weiter. Da kommst Du immer noch zeitig genug.“

„Meinetwegen!“ brummte der Gerichtsrath. „Aber das sage ich Dir, mit solcher Schläfrigkeit wirst Du keine Garantien machen. Und es wäre schon Zeit, daß Du Affessor wirst.“

„Wird schon kommen, Vater“, tröstete der Sohn.

In Döbeln lag das „Gasthaus zum grünen Baum“ nicht, wie man erwarten sollte, in Mitternachtsruhe da, vielmehr war es erleuchtet und man bemerkte im Innern ein hastiges Ginz- und Gerlaufen. Der sonst so geschmeidige Wirth würdigte die Ankömmlinge nur einer kurzen Verbeugung und bedeutete, daß kein Zimmer mehr frei wäre.

„Nun hier sehe ich doch zwei prächtig ausgehaltene Zimmer“, sagte der Auskultator, auf die geöffneten Thüren deutend, „in denen kein Gast zu bemerken ist.“

„Sie sind für Seine Excellenz den Herrn Minister v. Lindenau bestimmt, der jeden Augenblick eintreffen kann“, erwiderte der Wirth mit wichtiger Miene, „aber, meine Herren, ich bitte um Diskretion, Seine Excellenz reißt infognito, nur von einem Ministerialbeamten und einem Diener begleitet.“

„Kennen Sie den Minister?“

„Habe ich jetzt nicht die Ehre?“

„Wie können Sie denn wissen, ob nicht zwei Fremde, die Sie vielleicht schon oft abweisen, die Erwarteten sind?“ fragte der Auskultator und lästete ein wenig seinen Leberthod, unter welchem ein Duzend Kotillonorden hervorglitzerten.

Die entsehlte Miene des Wirthes war sehr merkwürdig.

„Bitte, — Excellenz — Gue Gnade, — wollen Sie nicht näher treten“, stotterte er unter behändigen Blicklingen.

Der Gerichtsrath wollte seinen Irrthum berichtigen, aber ein Bild seines Sohnes bestimmte ihn, mit diesem die Zimmer zu betreten. Ein opulentes Mahl wurde aufgetragen, und während sie aßen, hatte der Sohn Mühe, die Bedenklichkeiten seines Vaters zu zerstreuen. Wästen in diesen Auseinandersetzungen wurden plötzlich Stimmen auf dem Korridor laut. Der Auskultator laufchte hinaus.

„Und ich sage Ihnen, Sie werden es bereuen, Seine Excellenz abgewiesen zu haben, trotzdem die Zimmer bestellt waren“, wetterte eine fremde Stimme.

„Aber wenn ich Ihnen sage, daß Seine Excellenz bereits da ist“, entgegenetzte die Stimme des Wirthes.

„Betrüger können es nur sein“, grollte der Andere.

„Nun weiß ich wirklich nicht, wenn ich glauben soll“, rief der geängstigte Wirth. „Aber vielleicht sind Sie zu frieden, wenn ich Ihnen eines meiner Privatzimmer mit zwei Betten einräume.“

„Dann aber möglichst schnell.“

Die Stimmen auf dem Korridor verloren sich.

„Jetzt rasch hinaus“, sagte der Gerichtsrath. „Wir müssen die Zimmer dem Minister einräumen.“

„Das will ich auch — aber nicht sofort.“

„Sobald denn nicht?“

Eine Rede Napoleons I.
Für die Art, mit der Napoleon mit seinen Truppen verkehrte, ist eine Rede sehr charakteristisch, die Graf Chamans, ehemaliger Adjutant des Marschalls, in seinen eben veröffentlichten Memoiren mittheilt. Das vierte Linieninfanterieregiment hatte bei Austerlitz in einer Attade der russischen Reiterei seinen Adler verloren; es war denn auch ohne dieses Symbol zur Reue ausgerückt, und ihm galt die Rede des Kaisers, welche nach einer sofortigen Aufzeichnung von Chamans folgendermaßen lautete:

„Wo ist Euer Adler? (Stillschweigen). Ihr seid das einzige Regiment der französischen Armee, welches ich so fragen muß. Wieder möchte ich meinen linken Arm verloren haben, als einen Adler! Man wird ihn im Triumph nach Petersburg bringen, und noch in hundert Jahren werden die Russen ihn mit Stolz zeigen. Die vierzig Fahnen, die wir ihnen weggenommen, sind nicht so viel werth, wie Euer Adler! Habt Ihr denn vergessen, Euch gegen Kavallerie zu vertheiligen? Wer befehligte das Regiment? Welche Maßnahmen hat er getroffen, als er sich von der Reiterei angegriffen sah? Wo waren Eure Offiziere, Eure Grenadiere? Hättet Ihr nicht Alle oder Herben müssen, als Euren Adler verlieren? Ich habe sechzehn zahlreiche Regimenter gesehen, die fast keine Offiziere und kaum mehr Mannschafft in ihren Reihen haben, aber sie haben ihre Fahnen, ihre Ehre gerettet. Und Ihr? Eure Kompagnien sind flücht und zahlreich, aber ich kann in Euren Reihen meinen Adler nicht wiederfinden. ... Was werdet Ihr thun, um diese Schmach gutzumachen, um Eure alten Kameraden von der Armeeschmeiße zu heilen, wenn sie bei Eurem Anblick sagen werden: das ist das Regiment, welches seinen Adler verloren hat? (Stillschweigen.) Bei der ersten Gelegenheit muß Euer Regiment mir vier feindliche Fahnen bringen; dann werde ich leben, ob ich ihm seinen Adler wiedergeben soll.“

Diese Rede — so bemerkte Saint-Chamans — wurde mit lauter Stimme und mit größter Heftigkeit gesprochen. Sie machte auf Alle, die sie hörten, einen unbeschreiblichen Eindruck. Wüch überließ eine Gänshaut, und kalter Schweiß bedeckte meinen Leib. Hätte man dieses Regiment im Augenblick später in's Feuer geschickt, es hätte Wunder der Tapferkeit verrichtet. Das Regiment erhielt ein Jahr später, bei einer in Berlin abgehaltenen Reue, seinen Adler wieder.

Die Entstehung der Lokomotivpreise.

Wie Mancher hat schon aus der Ferne den Warnungsruf der laut schrillenden Lokomotivpreise vernommen, ohne sich zu fragen, wie man auf die praktische Idee gekommen sein möchte, dieses weitläufige schallende Instrument in unmittelbare Verbindung mit der Dampfmaschine zu bringen, um mit leichter Mühe drohenden Gefahren auszuweichen. Und doch ist die Entstehungsgeschichte unserer heutigen Lokomotivpreise so einfach, wie es die meisten übrigen Erfindungen ursprünglich waren. Kurz nach der Eröffnung der neuen Eisenbahn von Leicester nach Swannington in England (im Jahre 1833) hatte ein mit Bliespinnelle daherausender Zug das Unglück, einen mit einem Pferde bespannten Karren, der mit Butter und Eiern beladen zum Markt nach Leicester auf dem Wege war und dabei den Bahnhöfen überfahren mußte, umzukippen und völlig zu zertrümmern. Der Zugführer hatte wohl mit seinem Horn, das er an seinem Halste trug, den Koffelender auf die Gefahr aufmerksam gemacht, der schwache Warnungsruf war jedoch nicht bis zu denen Eiern gedrungen, so daß der Unfall unvermeidlich war.

Dieser erste Unglücksfall auf der Eisenbahn erregte ein ungedrucktes Aufsehen, weshalb sich die Direktion dieser Bahn veranlaßt sah, an demselben Tage noch mit Georg Stephenson, der sich in Alton Grange aufhielt und zugleich einer der Verwaltungsräthe und der einflußreichste Aktionär dieser Linie war, über diese unangenehme Geschichte Rücksprache zu nehmen. Es wurde ihm und her überlegt, wie derartige Unglücksfälle in Zukunft wirksamer vorgebeugt werden könnte, doch wollte kein Vorschlag recht befriedigen. Da kam der Direktor der Bahn auf den Einfall, ob es nicht möglich wäre, an der Dampfmaschine ein hornartiges Instrument anzubringen, das durch Dampf in Thätigkeit gesetzt werden konnte. Stephenson, der als erfahrener Techniker sogleich den hohen Werth dieser Idee erkannte, erklärte sich mit diesem Vorschlag einverstanden und gien bereit, sofort zur Ausführung eines Versuchs zu schreiten. Ein englischer Fabrikant von musikalischen Instrumenten stellte unverzüglich das Versuchsobject her, und die erste Probe fiel so glücklich aus, daß der Verwaltungsrath seiner Eisenbahn beschloß, an allen Maschinen der Gesellschaft derartige Instrumente anzubringen.

Vor allen Dingen aber mußte das verlorene Pferd, der zertrümmerte Wagen, 50 Pfund Butter und 80 Tugend zerbrochene Eier vergütet werden. Und diesen 900 Eiern verdankt die Lokomotivpreise ihr Dasein. Bald nach dieser Einrichtung erschien in England eine Verordnung, welche die Indienststellung aller Maschinen, die nicht mit

einer Dampftrumpete versehen waren, streng unterlag. Denn in der That handelte es sich, damals mehr um eine Art Trompete, als um die eigentliche, wegen ihrer höheren Tonlage weiter bringende Pfeife. Doch währte es nicht lange, bis die gegenwärtige Pfeife die Stelle des früheren Instruments einnahm. Wann dies jedoch geschah, ist nicht genau zu ermitteln. Allein seit dem Jahre 1836 finden wir überall die Lokomotiven bereits mit derselben Pfeife ausgestattet, wie wir sie heute kennen.

Einen farbigen Sonnenschirm.
jedenfalls den kostspieligsten der Welt, besaß Madame Blanc, die Gemahlin des vorkorbenden früheren Spielpächters. Eines Tages hatte sie bei einem Ausflug von Hamburg nach Wiesbaden ihren Sonnenschirm verlegen. Das war kein so großes Unglück für die Frau des Millionärs. Sie ließ sich in Wiesbaden von ihrem Gemahl einen neuen kaufen, suchte ihn aber natürlich selbst aus. Er kostete nur dreißig Gulden. Diese Ausgabe von dreißig Gulden mußte Herrn Blanc aber geärgert haben; denn er sah den Entschluß, sich den Betrag an der damals noch nicht verbotenen Spielbank in Wiesbaden wiederzugewinnen, wiewohl er schon längere Zeit dem Spiel entgangen auf Schwarz und gewann, verlor aber beim zweiten Schlag. Dies Wechselspiel ging eine Zeitlang fort, bis ihm der Geduldsfaden riß, und er den Eintrag verdoppelte. Jetzt aber verlor er etliche Male hintereinander. Als sein Verlust sich auf fünfzehnhundert Gulden belief, ließ er sich einen Stuhl bringen, zog sein Portefeuille und legte eine Taufendfranknote; aber weg war sie, darauf eine zweite, dritte, vierte. Jetzt geriet Blanc in Hipe, und da er kein Geld mehr bei sich hatte, ließ er von der Bank eine größere Summe, um ihn ernsthaft auf den Leib zu rücken. Das gelang ihm aber nicht, und als er sich vom Stuhle erhob, hatte sich sein Verlust auf einundzwanzigtausend Gulden gesteigert. Und das war gefahren, um dreißig Gulden für einen Sonnenschirm zu gewinnen!

's Wunnerkind.
Das ist in aller Welt bekannt, daß alle erschte Kinder Ein' Wunnerkind, un' daß 's erscht Die Mutter kommt behinner.

Die ganz Famille kummedirt (S' so e' kleiner Krücker; Ball will er Ebe, ball will er Milch, S' Schlupferball e' frischer.

Ziegt nor der Verich sei' Mütsche trumm, Ich 's ganze Haus im Fiewer, Die Mutter seunt un' fragt sich müd: „Was isch, was seht Der, Piewer?“

Ja was dem seht, das kann des Kind halt noch mit deutlich mache; Es schreht nor als lei' Jüngel 'raus un' müht sich so zu lache.

Do duht die Mutter über'm Kopp Die Hand' zusammenflege: „Ach Gott, was des e' Kind isch, nee — Das kann, weß Gott, schon lache!“

un' wann erscht 's erschte Zähne kummt, So müssen Bese, S' Schweife Dich halt zu tod verwunnere, sunschit Wör 's nimmi zu verzeihe.

un' 's lecht, wann 's emol „Batter!“ sagt, Wann 's laafe kann zwoe Elle — Do muß die ganz' Gevatterschaft Streckts uf de Kopp sich felle.

Noch später zeigt manch' Wunner sich, Wann 's lese lemt un' schreibe — Bis daß es in der Schul' dann heeßt: Dumm — es muß sich bleibe.

(H. W.)
Ein feiner Unterschied.
A: Ich sage Dir, der Prof. Würgelein hat fünf Töchter — eine immer jünger als die andere!
B: Eine immer jünger als die andere? Na, das ist doch selbstverständlich!

A: „Oho! Es könnte ja auch eine immer älter sein, als die andere!“
Eine gute Gattin.
Frau: „Heute fahre ich wieder zurück zu meinem Gatten!...“
Nan darf die Männer nicht zu sehr — v e r w o h n e n !

Verhängung.
„Ihr Barometer zeigt schon seit vierzehn Tagen auf „Beständig“ und wir haben Regen!“
„Allerdings — aber beständig!“
Das richtige Wort.
Verkaufter Ledemann: „O mein gnädiges Fräulein, sprechen Sie endlich das Wort, das mich zum Glücklichen aller Sterblichen machen kann.“
Reiche Erbin (böhmisch): „Geld!“

Verichtigung.
Kunde (während zum Barbier, der ihn blutig geschnitten hat): „Dann weiter, Reich — Sie wollen ein Barbier sein? Ein Barbar sind Sie!“
Widerlegt.
Lieutenant: „Da sagt man, die Frauen seien unberechenbar — Ich gefalle jeder!“

Einiger Trost.
Kretz: „Ein Kindhieb hat mich heut' der Bachmeister g'beissen. Das hält' mich beinahe verdroffen... aber er hat wenigstens g'sagt: Kindhieb er'ster Klaff!“
Schwer zu machen.
Er: „... Kurz und gut, der Lieutenant und ich — wir müßen uns scheiden!“
Sie: „O, Edward, um's Himmelswillen nicht!... Wenn aber, dann ver-schick mir wenigstens, recht vor-sichtig zu sein!“

Das einem Reiseberichte.
„Ich und mein Begleiter ritten auf Kameelen durch die Oase. Plötzlich trat ein Löwe aus dem Dickicht und überlegte sich, auf welches Kameel von uns Beiden er sich hüngen sollte!“

Definition.
Tochter: „... Mama, was ist denn eigentlich „Klassische Musik“?“
Mutter: „Das ist eine Musik, für die man schwärmen muß, ob sie einem gefällt oder nicht!“

Die glückliche Braut.
„Herr Lieutenant haben sich heute mit Fräulein Rosenberg verlobt — was macht denn die Glückliche?“
„Sitzt zu Haus und gratulirt sich!“

Uebereinkommen.
„Wie aufmerksam der Förster dem Jägerlaine des Jagdgehilfen zuhört!“
„Ja, die haben unter sich ausgemacht, sich gegenseitig Alles zu glauben!“

Ein böshafter Gatte.
„Wie verhält sich denn Dein Mann, wenn Du mit Thranen etwas durchsehen willst?“
„O, der Unmensche! Er kauft mir jedesmal — ein Duzend Taschentücher!“

Ein schüchternes Fräulein.
„Ach, Fräulein Rosamunde, darf ich's wagen, Sie für's ganze Leben als Ihre treuer Gatte zu belästigen?“

Meiner Zimmernachbarin in's Stammbuch.
„Ist immer Treu und Redlichkeit, Ist Nachsicht und Geduld, Ist Wohlthat und Barmherzigkeit, Ist Mache an der Schuld! Ist Schreiben, Malen inniglich, Ist Alles für und für, Doch über nicht — ich bitte dich, Ist nicht so viel — Klavier!“

Ansrede.
„Ich bitte Sie, leihen Sie mir hundert Mark!“
„Ja, aber bei Ihrer Lebensweise...“
„Versichere Sie, daß ich jetzt ein ganz andere Mensch geworden bin!“
„So!... Nun, Ihnen hätte ich gern die hundert Mark geliehen — aber ein Anderer kriegt von mir nichts!“

Reue.
Hänschen: „Sag' Mama, wenn der Teufel in der Noth fliegen kriegt, was kriegt er dann, wenn es ihn gut geht?“

Schülerjungen-Witz.
„Meister, meine Butterbemme ist ja ein Verirbid!“
„Was sagst Du, Schlingel?“
„No ja, hier heeßt's doch: Wo is de Butter?“

Unterschied.
„Sie warnen mich also vor dem Reiten?“
„Vor dem Reiten nicht, aber vor dem Herunterfallen.“

Ein Pfaffikus.
„Warum haben Sie gerade die Wittwe Müller geheiratet?“
„Ja, wissen Sie, deren verstorbenen Mann war Nachtwächter und da fällt's ihr weiter nicht auf, wenn ich spät nach Haus komme.“

Sein Glück.
Frau: „Aber, Ferdinand, jetzt kommst Du erst nach Hause und in solchem Zustande? Ich bin einfach sprachlos.“
Mann: „Gott sei Dank!“

„Die erste.“
Junge Frau: „Ach, liebes Männchen, kaufe mir doch diesen herrlichen Perlenschmuck!“
Der gestrenge Herr Gemahl (in säuerlich-süßem Scherzton): „Rein, nein, liebes Kind, Perlen bedeuten Thränen! (Nachdem die junge Frau eine Zeitlang schweigend und schmolend an seiner Seite weitergeschritten ist, bemerkt er, daß ihr Gesicht in Thränen gebadet ist.) Aber Kind, was sollen denn nun diese Thränen bedeuten?“
Junge Frau: „Perlen!“

Beweis.
Förster (zum Sonntagsjäger): „Ich glaube, vor Ihnen, Herr Apotheker, braucht auch kein Hase Angst zu haben!“
Apotheker: „Oho! Davon laufen's schon, bevor ich noch schicke!“

Der Grund.
„Sie werden doch zugeden, daß das Bier in der Stadt gesunder und besser ist! Wenn ich Abends neun Maß trinke, geh' ich ganz hell nach Hause!“
„Das glaub' ich schon, weil in der Stadt die Laternen brennen.“